

Heinz-Schwarzkopf-Stiftung Junges Europa  
Bettina Lehmann  
April – Mai 2007

## **Jüdischer Tourismus und Jüdische Museen in Ostmitteleuropa. Zum Beispiel Prag, Wien, Budapest, Czernivci und Odessa.**

Der Frage nach einer gemeinsamen europäischen Identität, einer gemeinsamen europäischen Geschichte, nähern sich Wissenschaftler auf verschiedenen Wegen. Der Historiker Michael Jeismann fragte vor einigen Jahren: „Sucht Europa im Holocaust einen negativen Gründungsmythos?“<sup>1</sup> Seine Argumentation lässt sich knapp so zusammenfassen: Jeder europäische Staat war auf die eine oder andere Weise vom Holocaust betroffen und musste nach dem Krieg eine geschichtspolitische Position dazu einnehmen. Eine tatsächliche Auseinandersetzung begann in ganz Europa erst recht spät, allerdings mit umso größerer Intensität. „Der Holocaust hat in den vergangenen zwanzig Jahren international einen symbolischen Status erlangt, von dem aus das Zukünftige sich am Erinnerten messen lassen muss. Dass das Erinnerte insbesondere durch seine politische Nützlichkeit mehr und mehr zu einem Mythos wird, ist [...] unausweichlich.“<sup>2</sup> Jeismann verweist darauf, dass seit den 90er Jahren militärische Interventionen mit der Vermeidung eines neuen Auschwitz legitimiert werden. Auschwitz ist zu einer Metapher geworden für die menschenverachtende Politik der Nationalsozialisten, vor allem aber für die Ermordung der europäischen Juden.

Da die geplante Vernichtung *alle* Juden, in *allen* Ländern Europas, betraf (die Argumente und Motive sind hinlänglich bekannt), betrifft auch ihr Verschwinden – durch den Genozid und in der Nachkriegszeit durch Emigration vor allem nach Israel – alle europäischen Gesellschaften, in denen sie zuhause waren. Die Direktorin des Terrorhaus-Museums in Budapest, Mária Schmidt, formuliert in ihrer Rede zum ungarischen Holocaust-Tag 2007: „The jointly suffered Jewish fate turned the Shoa, the Holocaust, into a European tragedy, Europe’s tragedy. The disgrace that this happened, that it could happen, became Europe’s shared experience.“

In den ersten Jahrzehnten nach dem Krieg dominierte auf der westlichen Seite des Eisernen Vorhangs das Schweigen, sowohl über den Holocaust als auch über die jüdische Vergangenheit. Die sozialistischen Staaten dage-

---

<sup>1</sup> Michael Jeismann, *Auf Wiedersehen Gestern. Die deutsche Vergangenheit und die Politik von morgen*, Stuttgart, München 2001.

<sup>2</sup> Ebd. 22.

gen leiteten ihre Legitimierung teilweise aus dem Antifaschismus her, was Juden als Opfergruppe mit einschloss. Als Glaubensgemeinschaft hingegen unterlagen sie den gleichen Restriktionen wie alle religiösen Gruppen. Auf beiden Seiten allerdings schwelte ein Antisemitismus, der sich aus politischen Konflikten, vor allem in Beziehung zu Israel, und aus altüberlieferten Stereotypen und Haltungen nährte. Erst ab den späten 60er Jahren begann im Westen eine zögerliche Auseinandersetzung mit dem Thema (in Polen inszenierte die kommunistische Regierung hingegen 1968 eine Antisemitismuskampagne, in deren Folge die meisten der wenigen Tausend polnischer Juden, die die Shoah überlebt hatten und/oder zurück gekehrt waren, das Land verließen). Die Beschäftigung mit dem Holocaust nahm verschiedene Formen an, abhängig von der politischen Position während des Krieges, abhängig auch von der Zahl der Juden, die im Land gelebt und von der Stellung, die sie in der Gesellschaft eingenommen hatten. Die beispiellose Wiederentdeckung des *Jüdischen*<sup>3</sup> in den 1980er und 90er Jahren aber eint die europäischen Länder. Jeismann schreibt von einem „fundamentalen Wechsel von der Kriegserinnerung zum kulturellen Gedächtnis“, der sich im Gedenken an die Zeit des Zweiten Weltkriegs vollzogen hat: „In den Mittelpunkt dieses Gedächtnisses rückte der Genozid an den europäischen Juden, aber auch an Roma und Sinti sowie die Verfolgung und Ermordung Behinderter und Homosexueller. Die Formen und Inhalte des Gedenkens in Deutschland, den Vereinigten Staaten und anderen Ländern begannen sich in einem Maße anzunähern, wie man das vor einigen Jahren noch für unmöglich gehalten hätte.“<sup>4</sup>

Zu jenen Formen und Inhalten des Gedenkens zählt neben der Ausrichtung jüdischer Kulturfestivals, Klezmerkonzerten, der Auseinandersetzung in Forschung und Schulunterricht mit jüdischer Geschichte und ähnlichem auch das Entstehen jüdischer Museen, sowie etwas, das als *jüdischer Tourismus* bezeichnet werden kann: die (Wieder-)Entdeckung und Aufbereitung der jüdischen Vergangenheit als touristischen Anziehungspunkt. Das können Stadtführungen auf den Spuren der lokalen jüdischen Gemeinden oder berühmter Persönlichkeiten sein, Bildbände, Ansichtskarten und Souvenirs, jüdische Restaurants (deren Essen beileibe nicht immer kosher ist!) etc. Angesprochen werden damit zwei grundlegend zu unterscheidende Gruppen. Zum einen richtet sich das Angebot an Juden, die einer (in verschieden starker Ausprägung) persönlichen und gerichteten Motivation folgen. Die andere Zielgruppe umfasst alle nichtjüdischen Besucher, die ein wie auch immer gearte-

---

<sup>3</sup> Im Englischen gibt es dafür die Formulierung *things jewish*, die alles bezeichnet, was die jüdische Geschichte, Kultur und Gegenwart betrifft.

<sup>4</sup> Jeismann, 9 f.

tes Interesse an der jüdischen Geschichte und Kultur des Ortes haben, das jedoch nicht den primären Grund ihres Besuchs darstellt. Zu der ersten Gruppe gehören meist israelische oder US-amerikanische Reisegruppen und Individualbesucher, die in diejenigen Länder und Orte fahren, aus denen sie selbst oder ihre Vorfahren stammen, oder religiöse Reisende zu den Wirkungsstätten und Gräbern berühmter Rabbiner. Ihre Reisen führen vor allem nach Ost- und Mitteleuropa, denn hier liegen die Wurzeln der meisten der heutigen europäischen und außereuropäischen Juden.

Um das osteuropäische Judentum spinnt sich heute ein romantisierter Mythos, der vor allem in Westeuropa und von Nichtjuden und Juden gleichermaßen aufgenommen wurde: eine Vorstellung, die von der Verfilmung und Operettenbearbeitung von Sholem Alejchems *Tewje, der Milchmann* als *Der Fiedler auf dem Dach* geprägt ist, vom Bild des orthodoxen Juden mit Schläfenlocken und Kaftan, Klezmer, der „geheimnisvollen Welt des Shtetls“ und so genanntem jüdischen Humor. Das ursprüngliche, vermeintlich ‚authentisch jüdische‘, das man in den jahrzehntelang durch den eisernen Vorhang abgeschnittenen östlichen Ländern vermutete, konnte nach dessen Fall endlich gesucht werden. Im Westen Europas war es, im Übrigen schon Jahrzehnte vor dem Holocaust, verschwunden, die Mehrzahl der Juden Paris‘, Berlins, Wiens waren längst reformiert, assimiliert, konvertiert. Sie hatten diese Sehnsucht nach dem Ursprünglichen bereits vor dessen Zerstörung verspürt, als es weiter im Osten vermeintlich noch existierte. So reiste Alfred Döblin nach Polen, in Prag und Wien entstanden jüdische Museen, in denen Artefakte der alten Zeit aufbewahrt und ausgestellt wurden, die keine kultische Verwendung mehr fanden. Die neue Sehnsucht, herauszufinden, was da verschwunden war, betrifft hingegen in hohem Maße die zweite Gruppe: unter Menschen ohne jüdischen Hintergrund wächst seit einigen Jahrzehnten stetig ein Interesse an jüdischer Geschichte und Kultur, aus dem heraus und in Antwort auf das sich der jüdische Tourismus entwickelte. Er hat allerdings wenig mit der realen Präsenz von Juden zu tun, entsteht oft unabhängig von einer lokalen jüdischen Gemeinde. Im Gegenteil floriert er häufig gerade an den Orten, die vor dem zweiten Weltkrieg Zentren des Judentums waren, an denen jedoch danach kaum jüdisches Leben blieb. Solche Zentren waren Warschau, Vilnius, Lemberg und Krakau, waren Wien und Prag, Budapest, Czernowitz und Odessa. Der jüdische Tourismus ist ein Wirtschaftsfaktor. Gegen die Vereinnahmung ihrer Belange durch Fremde wehren sich vermehrt auch die jüdischen Gemeinden und nehmen sich der Vermittlung ihrer eigenen Geschichte an. In den letzten Jahren immer stärker können sie dabei auf die Förderung von städtischer oder staatlicher Seite rechnen. Denn die öffent-

liche Unterstützung des *Jüdischen* ist nicht nur bisweilen ökonomisch lukrativ, sondern ebenso hinsichtlich der moralischen Position von Politikern und ganzen Staaten. Sie ist zu einer moralisch-ethischen Verpflichtung avanciert, ohne die Anerkennung als Demokratie kaum möglich ist. Und in diesem Zusammenhang ist sie ein Kriterium für die Zugehörigkeit zu einem europäischen Staatenbündnis geworden.

Der Umgang kann recht verschiedene Formen annehmen, wichtig ist jedoch vor allem, *dass* es einen – positiven! – Umgang gibt. Kein europäischer Staat kann es sich erlauben, die jüdische Vergangenheit und Gegenwart unbeachtet zu lassen. Das betrifft in besonderer Weise die mittelosteuropäischen Beitrittsländer, die eine lange und besonders reiche jüdische Geschichte haben, sich nach Jahrzehnten des Kommunismus und dem tief greifenden Wandel jedoch neu positionieren mussten, auch zu ihrem jüdischen Erbe. Sie zollen dabei niemals einer eigenen nationalen Minderheit Tribut. Vielmehr wird das Judentum nicht nur als eine übernationale Religionsgemeinschaft verstanden, sondern als ein Volk, eine Nation, die im jeweiligen Land lebt(e), vielleicht auch als legitimer Teil der Gesellschaft anerkannt wird, aber zugleich eine über nationalstaatliche Grenzen hinaus gehende Verbindung untereinander haben. So kann man, etwas lose formuliert, jüdische Museen als Zweigstellen eines thematischen Gegenstands betrachten – dank dem eine gemeinsame europäische Erinnerung geschaffen werden kann – und den jüdischen Tourismus als verbindendes geschichtspolitisches *und* ökonomisches Phänomen.

### **Zum Beispiel Prag**

Der bekannteste Prager Jude ist Franz Kafka. Wer nach Prag fährt, kommt nicht an ihm vorbei, er ist allgegenwärtig und zu einer Ikone der tschechischen Hauptstadt erhoben worden. Ob der Autor das selbst gutgeheißen hätte ist zu fragwürdig, auch die Bedeutung von Kafkas jüdischer Herkunft für den um ihn betriebenen Kult. Sein Konterfei und Name zumindest verbinden die gleichermaßen touristisch überfluteten Viertel der Prager Altstadt und der Josefstadt, dem früheren jüdischen Viertel. Dort wird er als Prager vermarktet, hier als Prager Jude, nur als Tscheche lässt er sich beim besten Willen nicht vermarkten, schließlich schrieb er auf Deutsch. Dass die meisten der Prager Juden im frühen 20. Jahrhundert deutschsprachig waren, machte ihren Stand während der wachsenden nationaltschechischen Bewegung nur schwerer. Von den einen wurden sie als Fremdlinge angesehen, zugleich waren aber viele wichtige gesellschaftliche Funktionen von Juden ausgefüllt, und sie waren zahlreich. Um 1900 war das Prager Judentum zu

einem großen Teil assimiliert. Als die Bebauung der engen, unhygienischen (da ohne Kanalisation), maroden Josefstadt Anfang des 20. Jahrhunderts grundlegend erneuert wurde, entstanden dort herrschaftliche Wohnhäuser an breiten Alleen. Einige Synagogen mussten der Assanierung weichen und die Artefakte, Kultgerät, Bilder und Schmuckgegenstände wurden in einem 1906 gegründeten Jüdischen Museum zusammengetragen. Ein deutliches Zeichen für das Verhältnis der gebildeten Prager Juden zur Religion.

1939 wurde das Museum geschlossen. Drei Jahre später richteten die Nazis auf Vorschlag des Gründungsdirektors des ersten Museums, Dr. August Stein, das sog. Jüdische Zentralmuseum ein, in dem Objekte aus allen zerstörten jüdischen Gemeinden und Synagogen Böhmens und Moraviens zusammen getragen wurden. Steins Absicht war es, die Objekte zu retten, während die Intention der Nazis, vergleichbar mit der Ausstellung *Entartete Kunst* 1937 in Berlin, das Vorführen einer als minderwertig betrachteten Kultur war. So wurden viele wertvolle Artefakte vor der Vernichtung bewahrt. Nach Verstaatlichung 1950 im Kommunismus, wurde es 1994 als Besitz der Prager jüdischen Gemeinde und des Verbandes Jüdischer Gemeinden der Tschechischen Republik wiedereröffnet und arbeitet seitdem als Nichtregierungsorganisation, allerdings mit staatlicher Unterstützung. Das heutige Museum verfügt, dank des Zentralmuseums, über eine der reichsten Sammlungen von Judaika weltweit. Es umfasst vier alte Synagogen, den jüdischen Friedhof und ein modernes Lernzentrum. Besucht wird es vor allem von ausländischen Touristen, sowohl Juden als auch Nichtjuden. Die reformierte jüdische Gemeinde bietet Führungen durch das Museum in diversen Sprachen an, darüber hinaus kann mithilfe eines Audioguides das jüdische Prag selbstständig erkunden.

Wie die gesamte Prager Altstadt ist die Josefstadt eine Touristenattraktion. Ein Besuch des Viertels gehört fest zum touristischen Programm, obwohl die Ausstellung des Museums im Grunde für nicht-jüdische Besucher von reichlich geringem Interesse sein dürfte. Sie besteht aus Schaukästen mit kunsthandwerklichem Gerät, einer kleinen Schau von Kinderzeichnungen aus Theresienstadt. Knappe Erläuterungen zu religiöser Festen, Bräuchen und historischen Ereignissen vermitteln allenfalls Basiswissen. Kaum ein anderes historisches Museum mit einer Schau dieser Art kann wohl mit einem solchen – und stetigen – Besucheransturm rechnen. Für eine Führung an einem Dienstagvormittag Mitte April muss man sich in einer Schlange einreihen. Befragt nach dem Grund ihres Hierseins antworteten die meisten Besucher nach kurzem Überlegen, es habe doch ziemlich viele Juden hier gegeben, das

müsse man schließlich gesehen haben (Man beachte die Vergangenheitsform dieser Aussage.)

Im Tourismusbüro der Altstadt findet man die Broschüren unendlich vieler Anbieter von Stadtführungen, und immer ist das jüdische Prag mit dabei, manchmal in Kombination mit Kafkas Prag oder der Altstadt, manchmal auch mit Ausflug nach Theresienstadt. Und offenbar können sie sich über mangelnde Buchungen nicht beklagen. Auch die Souvenirs an den Ständen um die Museumssynagogen haben reichlich Käufer, hauptsächlich Nichtjuden. Man kann Kippas erwerben, auch humorig mit angeklebten Schläfenlocken, Schmuck, Marionetten mit Kaftan und Hakennase, Holzfigürchen Geld zählender Juden, Karikaturen, die jedes nur denkbare jüdische Stereotyp abbilden, und Genreszenen aus dem Shtetl in Öl. Für jüdische Besucher bieten zwei Agenturen unter anderem Sabbat-Gottesdienste auf Englisch an und organisieren selbst Führungen und Veranstaltungen. Mehrere Restaurants laden in nobler Atmosphäre zu koscherem Essen<sup>5</sup>, allerdings werden sie vornehmlich von Gojim besucht, zum Teil auch betrieben.

Angaben über die Mitgliederzahl der jüdischen Gemeinde schwanken zwischen 1.300 und 7.000, je nach dem, von wem sie stammen<sup>6</sup>. Einigkeit besteht einzig über das hohe Durchschnittsalter (verschiedenen Angaben nach zwischen 55 und 60). Von den Mitglieder der jüdischen Gemeinde lebt kaum jemand in Josefov, europäische Juden suchen heute nicht mehr den Schutz des Ghettos bzw. sind die Mietpreise in dem Viertel horrend, wegen der malerischen Lage, der vielen Touristen und der Ausländer, die Wohnungen kaufen. Das Jüdische in Prag ist – zumindest von außen besehen – in erster Linie ein Geschäft, das brummt. Es bringt Besucher aus ganz Europa und der Welt zusammen.

### **Zum Beispiel Wien**

Das aufgeklärte, reformierte, assimilierte Wiener Judentum ist weltweit bekannt, vor allem dank illustrier Namen wie Sigmund Freud und Josef Breuer, Hugo von Hofmannsthal und Joseph Roth. Wiener Juden sitzen dem Klischee nach im Kaffeehaus und debattieren, eine intellektuelle und wissenschaftliche Elite. Die armen jüdischen Massen, die nach dem Auseinanderfallen des Habsburger Reiches aus Galizien in die Stadt kamen enthält das Bild nicht. Vielleicht wiegt deswegen ihr Verschwinden besonders schwer.

---

<sup>5</sup> Wenn man der amerikanischen Historikerin Ruth Ellen Gruber Glauben schenken darf, entspricht die Küche in vielen dieser Restaurants durchaus nicht den jüdischen Speiseregeln. Vgl. Gruber, *Virtually Jewish. Reinventing Jewish Culture in Europe*, Berkely/ Los Angeles 2002.

<sup>6</sup> Während der Führung wurde von 1.600 registrierten Mitgliedern gesprochen, sowie einigen Hundert nicht praktizierenden bzw. nicht bekennenden Juden. Vgl. die Homepage der Jüdischen Gemeinde Prag URL: <http://www.kehilaprag.cz> [7.09.2007]

Wien war das kulturelle Zentrum der Donaumonarchie, dem Vielvölkerstaat Franz Josephs, der dank seiner Toleranzpolitik die Herzen verschiedener Völker seines Reiches an sich band. Dem Wiener Vorbild folgten die anderen Großstädte des Großreiches, Krakau, Lemberg, Czernowitz u.a.

Nach dem Krieg dominierte im offiziellen Österreich die Wahrnehmung als erstes Opfer des Nationalsozialismus und damit eine Ablehnung jeglicher Mitschuld. Erst Ende der 60er Jahre beginnt die Aufarbeitung und öffentliche Zurkenntnisnahme anderer Geschichtsnarrative. In seinem jüdischen Museum findet Wien eine außergewöhnliche und beeindruckende Form des Umgangs, zum einen mit dem Verlust der jüdischen Eliten, zum anderen mit seinen Ursachen.

Das 1990 gegründete Museum in einem Stadtpalais in der schmalen Dorotheengasse im Herzen Wiens, hat, im Vergleich mit Prag, relativ wenige Besucher. Dabei ist die Dauerausstellung zwar klein, aber sehr ausdrucksstark. Sie besteht aus 21 Hologrammen, die Artefakte des Wiener jüdischen Lebens abbilden, rein säkular, und einem Schauarchiv im Dachgeschoss. An der Garderobe hat der Besucher einen Audioguide erhalten, eine Art tragbares Telefon, mit dem er die an einzelnen Objekten, Bildern, Stationen angegebenen Nummern wählen kann, um ausführliche Informationen dazu zu erhalten. Für die Hologramme entschied man sich nicht aus Mangel an Objekten, denn das, was in traditionellen jüdischen Museen in der Dauerausstellung gezeigt und dargestellt wird, kann hier im Schauarchiv besichtigt werden. Sie sind stattdessen eine sehr differenzierte Auseinandersetzung mit dem österreichischen Status Quo: Das jüdische Wien ist fast nur mehr eine Chimäre, eine Erinnerung. Die Geschichte besteht aus sehr verschiedenen einzelnen Geschichten, die, wie die Sicht auf die Hologramme stark vom jeweiligen Blickwinkel abhängen.

Eigentümer des Museums ist die Wien Holding und die Stadt Wien. Deren Tourismusbüro gibt auch in Zusammenarbeit mit dem (ebenfalls von der Stadt finanzierten) *Jewish Welcome Service Vienna* eine zweisprachige Broschüre für jüdische Besucher heraus, in der ausführliche Informationen zu jüdischen Einrichtungen, Schulen, Kindergärten, Restaurants und Synagogen enthalten sind und auch das Jüdische Museum und das Sigmund-Freud-Museum vorgestellt werden. Der *Jewish Welcome Service* bemüht sich mit großem Engagement um jüdische Besucher und Rückkehrer. Die jüdische Gemeinde in Wien, die nach dem Holocaust nahezu zu existieren aufgehört hatte, wächst allmählich wieder, und auf diese Gegenwart und Zukunft richtet sich die Energie der Beteiligten, statt auf das exzessive Gedenken ihrer Vergangenheit.

Der Unterschied zu Prag wird auch spürbar bei der Suche nach einer Stadtführung zum jüdischen Wien. Laut Tourismusbüro werden von einem privaten Verein Spaziergänge zu einer großen Palette verschiedener Themen angeboten. Darunter ist auch die Leopoldstadt, der traditionelle jüdische Bezirk Wiens, jüdische Orte in der Altstadt und natürlich eine Tour durch Freuds Wien. In Wien findet der interessierte Besucher einige Informationen, keineswegs aber stellt die jüdische Vergangenheit einen besonderen Schwerpunkt für das touristische Marketing dar. Statt die Lücke, die durch das Verschwinden der jüdischen Bevölkerung entstanden ist, mit einer inszenierten Vergangenheit zu übertünchen, versucht man, sie in der Gegenwart zu schließen.

### **Zum Beispiel Budapest**

Ein berühmter Budapester Jude? Theodor Herzl vielleicht, allerdings: wie viele Nichtjuden kennen Herzl, den Begründer des politischen Zionismus, und wie viele wissen von seiner ungarischen Herkunft? So recht mag sich kein Name finden, der den ungarischen jüdischen Tourismus zieren könnte, und das ist in gewisser Weise markant. In Ungarn zielt der generalisierte osteuropäische „Kaftanjude“ die touristische Bewerbung. Wenn auch dem Durchschnittsbesucher kein konkreter ungarischer Jude einfällt (vielleicht doch Imre Kertész, doch dass der erste ungarische Literaturnobelpreisträger Jude ist, ist in Ungarn ein sensibles Thema), so ist ihm das Bild schwarzberockter rundlicher Männer geläufig, die mit wehenden Schläfenlocken und rundem Hut durch die Altstadt eilen oder in den Synagogen und Shtibl beten. Diese Bilder sind allerdings erst seit wenigen Jahren Bestandteil der ungarischen Tourismuswerbung. Die Haltung der Politik gegenüber den ungarischen Juden ist zwiespältig und das hat sich in die Budapester Museumslandschaft eingeschrieben. Durch die anhaltenden Proteste gegen das in dem 2004 eröffneten Terrorhaus Museum vermittelte Geschichtsbild entstand wenige Jahre später das Budapester Holocaust Museum, das jedoch seinerseits auch harsche Kritik erfuhr. Ein Publikumsmagnet ist neben dem Terrorhaus die alte „Tabak-Synagoge“ im Zentrum von Buda mit dem Jüdischen Museum.

Das von der ungarischen Regierung mit viel Pomp inszenierte Terrorhaus widmet sich den Terrorregimen des 20. Jahrhunderts, Faschismus und Kommunismus. Vor der Wende beherbergte das Gebäude in der Prachtstraße Budapests das Hauptquartier des ungarischen Geheimdienstes und so ist der Ort ein Originalschauplatz des kommunistischen Terrors. Beim Betreten des Eingangsflures sieht sich der Besucher dem Emblem des Museums gegenüber, dem Pfeilkreuz der ungarischen Faschisten und dem kommunistischen Stern, in zwei nebeneinander stehende Marmorstelen geschnitten. Aus Laut-

sprechern dringt monotone, sehr bedrückende Musik, einige düstere Akkorde in Moll, die eigens für das Museum komponiert worden sind, im Kassenraum mischt sich das laute Klagen eines Mannes aus einem Video dazu. Die Ausstellung ist durch ein Drehkreuz zu betreten, hinter dem ein Herr die genaue Route erklärt. Das erste Exponat und von jeder der beiden oberirdischen Ausstellungsebenen sichtbarer Mittelpunkt ist ein Panzer auf einer wasserbedeckten Metallfläche, die hunderte Porträts von Opfern von den Wänden ringsum widerspiegelt. Mengen von Text informieren den des Ungarischen mächtigen Besucher über die Leiden des ungarischen Volkes, überall klagt, berichtet, kommandiert es, drei Etagen Sinnesüberreizung durch Ton, Licht und Installationen, kein Ort, sich hinzusetzen, zu lesen und auszuruhen. Man fühlt sich durch eine inszenierte ungarische Geschichte getrieben, in der es schwarz und weiß gibt, und die im Übrigen wenig Aufmerksamkeit an den Faschismus verschwendet, sich dagegen hingebungsvoll der Anklage der Kommunisten widmet. Das Museum hat seine Wirkung, es überwältigt. Als Ausdruck ungarischer Geschichtsbetrachtung erschreckt es dagegen; dabei ist besonders für ausländische Besucher der visuelle Eindruck entscheidend, denn neben eng beschriebenen Handzetteln auf Englisch sind alle Beschriftungen und Informationen ungarisch. Das wird auch im Gästebuch immer wieder bemängelt, ansonsten ist dort allerdings kaum Kritisches vermerkt: „Very nice commemoration for those who suffered + were killed. Great to be able to experience this museum (Kenny, USA)“ oder „Leider ist alles nur auf ungarisch, so dass ich nur wenig verstanden habe. Aber ich finde es gut, die Geschichte aufzuarbeiten und es der Nachwelt zu zeigen und zu ermöglichen, die Geschichte zu verarbeiten.“

Das im Terror-Haus die Vernichtung der Juden und trotz der expliziten Mission auch der Faschismus insgesamt kaum Erwähnung findet, rief derartige Proteste unter ungarischen Juden und Nichtjuden hervor, dass die Regierung sich genötigt sah, das bereits angedachte Projekt eines Holocaustmuseums schneller zu realisieren als vorgesehen war. Vielleicht auch diesen Protesten ist es geschuldet, dass Direktorin Mária Schmidt bei den Feierlichkeiten zum Holocaust Gedenktag 2007 einen sehr veränderten Ton anschlug als noch zu Zeiten ihrer Tätigkeit als Regierungsberaterin des Ministerpräsidenten Viktor Orbán von 1998 bis 2002. Damals hatte sie lakonisch bemerkt: „Im Zweiten Weltkrieg ging es nicht um das Judentum, um den Völkermord. So leid es uns auch tut: Der Holocaust, die Ausrottung oder Rettung des Judentums war ein nebensächlicher, sozusagen marginaler Gesichts-

punkt[...]“<sup>7</sup> Einige Jahre später, und knapp drei Jahre nach dem Beitritt Ungarns zur Europäischen Union sagte sie: „This is not only the tragedy of the Jews. It is the tragedy of Europe. And of Hungary as well. A European and also a Hungarian tragedy. Europe’s Jewish and non-Jewish communities can therefore identify with Hungarian Jewry’s tragedy in 1944.“<sup>8</sup>

Das Holocaustmuseum wurde in einem verfallenen Randviertel der Stadt in einer engen Seitenstraße erbaut, auf dem Grundstück der ehemaligen Synagoge des Viertels. Genau das provozierte die lautstarke Kritik von Juden in aller Welt. „Dass der Holocaust mit einer Synagoge, also mit dem jüdischen Glauben, verbunden werde, findet [der ungarisch-jüdische Schriftsteller Imre] Kertesz, wie viele andere Juden in Ungarn und im Ausland, skandalös. Der Holocaust sei eine gesamtgesellschaftliche Angelegenheit und keine Frage des Judentums, schon gar nicht der jüdischen Religion.“ Das allerdings zeichnet das Museum vor anderen Gedenkstätten aus: Nicht nur ist es das erste Holocaustmuseum in Osteuropa, es gedenkt neben den jüdischen Opfern außerdem in (fast) gleichberechtigter Weise den ermordeten Sinti und Roma, die international in der Gedenkkultur der vergangenen Jahrzehnte kaum beachtet wurden. Kertesz hat dennoch Recht, denn von einer gesamtgesellschaftlichen Auseinandersetzung mit der Zeit des Zweiten Weltkriegs, während der die ungarische Regierung bis 1944 mit den Nationalsozialisten kollaborierte und schon seit Mitte der 30er Jahre antisemitische Gesetze erlassen hatte, ist Ungarn noch weit entfernt, ebenfalls von einem natürlichen Umgang mit den geschätzten 100.000 Juden, die heute wieder in dem Land leben (vor dem Zweiten Weltkrieg waren es 1 Mio), 80 Prozent davon in der Hauptstadt. Bei der letzten Volkszählung 2001 bekannten sich jedoch nur 13.000 zum jüdischen Glauben<sup>9</sup>. Zweiundzwanzig Synagogen werden dort genutzt, allerdings gehören den Gemeinden nur ca. 15.000 Menschen an. Die Mehrheit zieht es vor, ihre Herkunft nicht an die große Glocke zu hängen, denn Antisemitismus gehört noch immer zum ungarischen Alltag.

Touristisch wird die jüdische Vergangenheit jedoch gut genutzt. Vor dem Tabaktempel steht eine Touristenschlange, man kann dort ein Kombi-ticket für Synagoge, Jüdisches Museum und den kleinen angrenzenden Friedhof erwerben. Das imposante ehemalige Gotteshaus wird – mit staatlicher Unterstützung – von der jüdischen Reiseagentur „Aviv Travel-Trade“ unterhalten, einer gewissermaßen neuzionistischen Organisation, die aus-

---

<sup>7</sup> Martha S. Halpert, Das Haus des Terrors in Budapest, Veröffentlicht in: „morgen“ 6/05, URL: [http://members.aon.at/proaustria/terror\\_hu.htm](http://members.aon.at/proaustria/terror_hu.htm), [13.03.2007]

<sup>8</sup> URL: <http://www.old.terrorhaza.hu/index3.html?PHPSESSID=1536292ae2a7e7e4b4fb7cefecb156a4>. [9.09.2007]

<sup>9</sup> <http://www.nepszamlalas.hu> [9.09.2007]

wanderungswillige ungarische Juden auf ihr Leben in Israel vorbereitet. Das Museum dagegen, das sich im selben Gebäudekomplex befindet, betreibt die Gemeinde. Es zeigt die klassische Sammlung von Kultgerät und Dokumenten, ein zweiter kleiner Raum ist mit großen Schwarzweißfotos dem Ghetto und dem Holocaust gewidmet. Eine junge Frau an der Kasse beantwortet gern Fragen. Ein sehr großer Teil der Besucher seien Deutsche, sagt sie, sonst kämen viele Juden, vor allem Amerikaner und Israelis, aber auch aus Frankreich und Italien. Schulklassen aus ganz Ungarn besuchen das Museum regelmäßig und nutzen seine Vermittlungsprogramme. Von der Regierung erhalten sie finanzielle Hilfe. Dank der kann auch allsommerlich das Jüdische Sommer Festival mit Konzerten, Theater, Workshops etc. im Rahmen des Budapest Festivals stattfinden, das wie 2007 zum neunten Mal viele Besucher anzieht. Viel genutzt werden auch die Stadtrundfahrten durch das jüdische Budapest, das wie in Prag und Wien zum touristischen Besichtigungsparcour dazu gehört.

### **Zum Beispiel Czernowitz**

Auch eine Habsburger Stadt, eine alte, eine jüdische Stadt. Frühere Mitte Europas (einer von mindestens 12 selbsterklärten Mittelpunkten!), Herzstadt der Bukowina, Stadt deutschsprachiger Juden, Sehnsuchts- und Mythenstadt. Doch die grimmige, nur gebrochen Englisch sprechende Dame am Internationalen Schalter des Budapester Bahnhofs kennt das heute westukrainische Cernivci nicht. Ihrer Liste nach gibt es in der Ukraine Lviv, Tarnopol, Kiev, Lugansk und Odessa. Schluss! Dabei war die Stadt einst eine Blüte der Donaumonarchie. Wer aber etwas über das jüdische Czernowitz erfahren möchte, braucht viel Geduld. Oder er konsultiert lieber die umfangreiche Erinnerungskultur und schaut die Dokumentarfilme des deutschen Regisseurs Volker Koepp *Herr und Frau Zuckermann*, über die beiden letzten noch lebenden deutschsprachigen Juden in Cernivci, und *Nächstes Jahr in Czernowitz*, der Czernowitzer Juden aus aller Welt bei ihrer Reise in die Stadt begleitet.

Wir haben die EU verlassen, und haben ein Land betreten, in dem das russische Erbe noch allgegenwärtig spürbar ist. Zwar bedarf es seit dem *Eurovision Song Contest* 2005 keines Visums mehr, um in die Ukraine zu reisen. Die Einstellung gegenüber dem Phänomen Tourismus (aus dem Westen) hat sich jedoch kaum verändert: das westliche Verständnis von Service, das sich in Polen, Tschechien, Ungarn zunehmend behauptet und für die Wirtschaft durchaus von Vorteil ist, trifft in der Ukraine noch auf harten Widerstand. Dabei ist das Interesse durchaus da, immer mehr westliche Touristen fahren beispielsweise nach Czernowitz, und zwar fast ausschließlich in das mythische

jüdische Czernowitz. Für die Bewohner von Cernivci ist das wenig verständlich, und nicht zu unrecht, denn das Interesse ignoriert zugleich die Stadt, wie sie heute ist, es jagt einer verklärten Vergangenheit hinterher: der Geburtsstadt Paul Celans und Rose Ausländers. „Das Bild von Czernowitz in der Literatur und das reale Czernowitz Anfang des 21. Jahrhunderts sind keine identischen Begriffe“, betont der Historiker Sergij Osatschuk. Wie wenig hier jedoch den Besuchern des „Mythos Czernowitz“ (Osatschuk) die Hand gereicht wird, erstaunt. Schließlich könnte dieser jüdische Tourismus ein großer wirtschaftlicher Faktor sein, ist es aber bislang hauptsächlich für westliche und wenige ukrainische Agenturen.

Der jüdische Friedhof ist überwuchert von Unkraut, immer wieder werden Gräber auf der Suche nach wertvollen Beigaben geöffnet (dabei waren Grabbeigaben nicht üblich), oder mit antisemitischen Zeichen und Parolen beschmiert. Die etwa 1300 Juden, die 2001 in der Stadt gezählt wurden (neuere Zahlen gibt es offenbar nicht, aber eine weitere Abnahme ist wahrscheinlich), bleiben unter sich. Es gibt nichts zu verbreiten. Nach 1989 waren sie noch 15.600! Die Czernowitzer Juden sterben oder wandern aus, und ihr Verlust wird zwar in wissenschaftlichen und intellektuellen Kreisen vage besprochen, eine aktive Auseinandersetzung findet allerdings noch kaum statt. Vielleicht sind die chaotischen Umstände der ukrainischen Politik mit schuldig, vielleicht ist es ein Überbleibsel der kommunistischen Jahre. Allerdings ist zu erwarten, dass in den kommenden Jahren die jüdische Gemeinde weiter schrumpft; und dass die jüdische Geschichte früher oder später ebenso touristisch genutzt wird wie in anderen Städten Ostmitteleuropas, deren Vergangenheit stärker ist als ihre Gegenwart. In Czernowitz sind die Anfänge bereits sichtbar. Von Staat und Stadt wird bislang wenig getan, allerdings sind für eine Demokratie in der Ukraine zunächst andere Maßnahmen eher vonnöten als historische Besinnungen und Legitimationen. Und das Volk ist in solcher Hinsicht stets schlauer und schneller: Sie bieten „jüdische“ Holzpuppen oder Celan-Souvenirs feil. Die Touristen sind da, sie kommen, das jüdische, vergangene Czernowitz zu sehen. Und da das, was sie suchen, nicht mehr existiert, nehmen sie, was dem am nächsten kommt. Das jüdische Cernivci bleibt, vermutlich, unter sich.

Dies ist ein Bericht über jüdische Museen und jüdischen Tourismus in Mittelosteuropa, im Ursprung nicht über die Person der Autorin. Allerdings ist er auch der Bericht einer Reise, der Versuch einer Bestandsaufnahme, und damit fragmentarisch und zwangsläufig subjektiv. Die der Reise vorausgegangenen Recherchen hatten bereits die Vermutung genährt, dass mit dem

Überschreiten der neuen EU-Außengrenze die Beobachtungen sich verändern würden. Und tatsächlich haben sie sich während der Reise bestätigt: Mit dem Verlassen der Europäischen Union betrat ich ein Gebiet, in dem mir eine sachliche Beobachtung zunehmend schwerer fiel. Persönliche Kontakte wurden wichtiger, um an Informationen zu gelangen, und mit der Notwendigkeit, persönlich Kontakte aufzunehmen, mussten auch die Beobachtungen subjektiver werden. Mehr als in Wien, Prag und Budapest, mehr als in Warschau, das nicht Teil dieser Reise, aber ihr thematischer Ausgangspunkt war, wurde meine Person in der Ukraine Bestandteil der Betrachtung. Wenn an dieser Stelle des Berichts die erste Person Singular eintritt, so spiegelt das die Erfahrungen und Bedingungen der Recherchen wieder.

Die ukrainische Ungarin übrigens, die in Chop, kurz hinter der ungarisch-ukrainischen Grenze mit ins Abteil des Nachtzuges aus sowjetischer Zeit stieg, war mit einer Beiläufigkeit polyglott, die allen angestregten Versuche und Debatten beispielsweise in Deutschland Hohn sprach. Sie telefonierte auf ungarisch, dann auf ukrainisch, dann auf russisch; und als sie fertig war und festgestellt hatte, dass ich in diesen Sprachen wenig verstehe, fand sie auch einige Worte englisch und deutsch. Schließlich kann man nicht fast einen ganzen Tag schweigend miteinander verbringen. Sie sollte man an den internationalen Schalter des Budapester Bahnhofs setzen, oder sonst jemanden aus dieser Grenzregion, aus wohl allen Grenzregionen dieses Teils Europas, denn mehrsprachig ist dort fast jeder, muss es sein. Es ist diese zwangsläufige und beinahe natürliche Mehrsprachigkeit, die auch die Juden Ostmitteleuropas auszeichnete – sagen wir, die der größeren Städte. Oft jiddisch-muttersprachlich, lernten sie in der Jeschiwe hebräisch, und beherrschten dazu mindestens die Sprache des Heimatlandes. In Odessa war und ist das Russisch, wider alle Versuche von Ukrainisierung der letzten Jahre.

### **Zum Beispiel Odessa**

Odessa, Adjessa, erbaut am Ende des 18. Jahrhunderts von Zarin Katharina der Zweiten als südliches Gegenstück zu St. Petersburg. Wie dieses sollte es eine europäische Stadt sein, denn sowohl Peter als auch Katharina waren in Kultur und Geiste Europas erzogen worden, und fühlten sich einem Pariser Straßenpassanten trotz vielfacher geographischer Ferne wohl näher als den Bauern ihres Reichenreiches. In Paris tobte übrigens gerade die Revolution (was Katharina dem Pariser Straßenpassanten wieder ein gutes Stück entfernt haben dürfte), und so waren unter den Ankömmlingen in der neu gegründeten Hafenstadt auch etliche Flüchtlinge aus Frankreich, außerdem Italiener, Griechen, Deutsche. Darunter waren viele Juden, die sich hier, als

einzigem Ort im Russischen Zarenreich, niederlassen durften, Handel treiben, Geschäfte machen, Synagogen errichten; eine Insel außerhalb des Ansiedlungsrayons. Die Stadt erhielt ein Steuerfreiheitsprivileg und wurde binnen kürzester Zeit durch den Hafen ein florierendes Zentrum des Schwarzmeerhandels. Während des 19. Jahrhunderts waren 30 - 40% der Bewohner Odessas Juden. Und noch heute kann man in Gesprächen oft hören, Odessa sei eine jüdische Stadt, meist eine daher geplapperte Phrase, die allerdings erstaunt in einem Land, das als sehr antisemitisch galt. Wie sehr Juden Teil dieser multinationalen und multikulturellen Gesellschaft waren, ist auch im odessitischen Russisch hörbar, mit seinem spezifischem Dialekt und, dem Sprecher meist gar nicht bewusst, eingesprengten jiddischen Worten.

In Odessa konnte jeder sein Glück versuchen, der woanders nicht zum Zuge kam; unter südlicher Sonne am Schwarzen Meer. Wie Isaak Babel schreibt „eine Stadt, in der es sich leicht lebt, in der es sich heiter lebt.“ Das war 1916; fünf Jahre später gehörte die Stadt zur Sowjetunion, und der multiethnische, multikulturelle Traum war erst einmal vorüber, vor allem für die Juden. Die Sowjets herrschten siebenzig Jahre lang, und heute ist Odessa eine russische Stadt, obwohl in der Ukraine gelegen.

Der europäische Geist durchweht sie dennoch ab und an: Der 9. Mai ist Europa-Tag, die Europäische Union wird 50 und das wird gefeiert! Da jedoch der 9. Mai in der Ukraine, wie im gesamten ehemaligen Ostblock, Feiertag des Sieges über den Faschismus ist, muss der Europa-Tag nach hinten weichen und wird in Odessa, organisiert vom bulgarischen Kultur-Institut, am 10. Mai festlich begangen. Warum Bulgarien? Warum nicht, so kurz nach dem Beitritt. Die vom Moderator verlesene Liste der Nationen, die diese illustre Runde – Europa – heute stellen, irritiert dennoch ein wenig, denn mit der Europäischen Union hat sie trotz der reichlich verteilten Fähnchen wenig gemein. Natürlich die Ukraine, natürlich Bulgarien, außerdem Griechenland, Russland (?), Deutschland (repräsentiert von einem jungen Mann, der auf Deutsch mit starkem russischen Akzent und wilder Grammatik mitteilt, wie glücklich er ist, hier sein zu dürfen), Polen (eine junge Frau, die mit ebenfalls stark russisch gefärbten Polnisch das gleiche sagt) und Frankreich (vertreten durch den Praktikanten der Alliance Française, der sich als einziger, mit einer kleinen Hommage an Robert Schumann und Jean Monnet – schließlich Franzosen – und die Gründungsidee der Europäischen Union bemüht, den Anlass des Abends im Blick zu bewahren). Meine Anwesenheit an diesem Abend verdanke ich einer zufälligen Begegnung und dem Stolz der Veranstalter, der jungen Frau mit der merkwürdigen Forschungsmission ihre Europäizität vor-

zuführen. Der Abend vergeht mit bizarren Vorführungen von Volkstänzen und Gesangsdarbietungen. Ein Höhepunkt des Programms ist eine ukrainische Bollywood-Bauchtanzgruppe, die quasi-indisches Flair versprühen soll. Willkommen in Europa? Um diesen Abend als Ausdruck des ukrainischen Strebens in Richtung der europäischen Union zu verstehen, bedarf es einigen guten Willens. Allerdings ist dies hier im Grunde Russland, so hört man nicht selten, und die Separationsgedanken der orangenen Ukraine werden oft mit Unverständnis oder als Verrat betrachtet. Die strebten nur zu Europa, weil sie sonst nicht überleben könnten, und dazu noch seien sie nationalistisch ukrainisch. In Gesprächen kann einem jedoch auch der Wunsch begegnen, Teil des schillernden Staatenbündnisses zu sein, allerdings sagen das in aller Regel Menschen, die darüber sprechen wollen, junge Menschen, die von Reisefreiheit träumen, von einem einigermaßen stabilen politischen System, von sozialer Gerechtigkeit und von westlichen Gehältern und östlichen Preisen.

Erst in Odessa wird mir bewusst, wie ähnlich *europäisch* die zuvor besuchten Orte waren. Das betrifft die Einstellung zum europäischen Gedanken, den zu denken hier so gut wie niemandem einfällt, und auch das Verhältnis zu Juden und Holocaust. Fragen und Vorstellungen, die in Prag, Wien, Budapest, sogar noch im westukrainischen Czernivci Sinn ergaben, gehen an der hiesigen Wirklichkeitswahrnehmung vorbei. Juden hat es in Odessa schon immer gegeben und gibt es auch heute. Die Bindung an die Stadt war und ist außerordentlich stark. Sie waren und sind wie alle anderen Bewohner dieses urbanen Schmelztiegels zunächst einmal Odessiten, vielmehr Metropolitane als Kosmopoliten. Ihr Jüdisch-Sein verband sie nicht wesentlich mit Warschauer oder Frankfurter Juden, und es ist in Odessa so normal, dass Verbrüderung mit anderen Juden, die Bildung eines Zusammengehörigkeitsgefühls mit Nicht-Odessitern irgendwie abwegig scheint. So abwegig wie eine Aufbereitung des Jüdischen für einen jüdischen Tourismus. Was an Einrichtungen existiert, richtet sich (noch) nicht an ausländische Touristen, sondern ist primär für die lokalen Juden gemacht. Odessa ist zwar ganz unbedingt eine touristische Stadt, die vor allem russischen Besucher interessieren sich jedoch kaum für jüdische Geschichte. Und der Westen hat die Stadt noch längst nicht richtig entdeckt, es wird also bislang kaum Anlass gesehen, sich auf seine Wünsche einzustellen<sup>10</sup>. Möchte man über die kurzen Erwähnungen in Reiseführern hinaus etwas darüber erfahren, gibt es keine öffentliche Stelle, an die man sich wenden könnte, keine einschlägigen Broschüren oder Hinweisschilder. Der Individualreisende, der sich für die jüdische Geschichte interessiert, kann, wenn er über etwas Zeit und Geduld verfügt, dank der persönlichen

---

<sup>10</sup> Von mehreren Seiten wurde mir jedoch versichert, dass sich das rasant ändere.

Verflechtungen der Akteure und eines dichten Netzes von Beziehungen leicht Einblicke, erhalten, sofern er Kontakte hat, im Idealfall solche, die ihrerseits Kontakte haben.

Oder er kann sich an eine Agentur wenden. Eine der ersten Agenturen, die sich explizit an westliche Besucher der Stadt richten, wurde Anfang des Jahres gegründet. Ihr Mitbegründer, Sascha Garatschuk, der hauptberuflich Französisch an der staatlichen Universität lehrt, wird von jüdischen Freunden als „der letzte Jude Odessas“ bezeichnet. In seinen weitläufigen Geschichten leben die Erzählungen Babels wieder auf, sein überbordendes Wissen bricht sich durchmischt mit Anekdoten und Ironie Bahn. Die von *Newman Tours* angebotenen Expeditionen in das Jüdische Odessa führt allerdings nicht er, sondern Anna Misjuk, Leiterin des Literaturmuseums. Sie lebt seit ihrer Geburt in der Stadt und ist Jüdin. Die Geschichte und Gegenwart der Odessitischen Juden kennt sie daher genau. Bei einem Spaziergang durch das Literaturmuseum weist sie auf die wenigen Bände jüdischer Autoren hin, die auch erst seit etwa zwei Jahren in der Ausstellung seien. Lange Zeit, auch lange Zeit nach dem Ende des Kommunismus, sei es nicht möglich gewesen, Bücher oder Manuskripte von Isaak Babel oder Scholem Alejchem auszustellen – obwohl diese zu den international bekanntesten Söhnen der Stadt gehören.

Im Internet kann man die Homepage des jüdischen Kulturzentrums *Migdal* besuchen, einem von fünf in der Stadt, die einen recht guten Überblick über jüdische Orte und Sehenswürdigkeiten in Odessa gibt (auf Russisch und Englisch). Oft genug sind das Gedenktafeln an ehemaligen Wohnhäusern jüdischer Persönlichkeiten, auf dem Platz, von dem aus die Juden Odessas deportiert wurden, gibt es ein kleines Denkmal mit einer Inschrift auf Russisch und Hebräisch. Ein jüdisches Museum wird erwähnt, allerdings ohne Adresse. Und einer von ehemals drei großen jüdischen Friedhöfen. Im *Migdal* selbst muss man zunächst eine Portierka passieren, die eine Erklärung für die Anwesenheit verlangt. Im Obergeschoss sind lange Korridore mit zig offen stehenden Türen, durch die hohen Fenster leuchtet Sonnenlicht in den tanzen den Staub. *Migdal* bietet seinen jüdischen Besuchern Hebräischkurse, einen Nachmittagshot für Schulkinder und diverse Arbeitsgemeinschaften und Workshops. Eine junge Frau, die aus einem der Räume schaut, berichtet stolz, dass viele junge Juden über *Migdal* zur Religion zurück gefunden hätten, die ihre Familien nicht mehr pflegten. Das Kulturzentrum organisiert außerdem Programme für nichtjüdische Gruppen, mit Stadtführung, Konzerten der hauseigenen Klezmerkapelle, Besuch eines jüdischen Restaurants und des Jüdischen Museums, das zu besichtigen sie dringend empfiehlt. Dass es ebenfalls zu *Migdal* gehört, erwähnt sie allerdings nicht.

Das Museum liegt gut versteckt und nicht ausgeschildert auf einem Hinterhof. Man soll es wohl als Fremder nicht finden, wie jahrhundertlang die Synagogen in ganz Europa. Vermutlich beherbergt es eine mäßig interessante Sammlung von Gerät, Büchern und Memorabilien. In einem kleinen Vorraum sitzen Frauen, rauchen, trinken Kaffee und fühlen sich erst zu Aktivität bemüßigt, nachdem ich eine Weile eingehend die geschlossene Tür zur Ausstellung betrachtet habe. Dann wird ein Herr herbeigeholt, der freundlich lächelnd fragt, wie es mit der Spende stehe. Spende? Er ist erstaunt über mein Erstaunen und erbittet, weiterhin lächelnd, 50 Grywna oder 10 Dollar. Ich halte das für recht viel und frage, ob er mir nicht etwas über das Museum erzählen könne, da ich nichts wisse, keinerlei Informationen im Internet oder sonst wo. Er lächelt, erst müsse ich zahlen, ich könne auch eine CD-Rom erwerben, auf englisch, mit Informationen, 50 Grywna oder 10 Dollar. Ich verliere die Lust, weitere staubige Thorarollen anzuschauen oder ein Gespräch mit dem nun nicht mehr lächelnden Herrn zu erkaufen, bedanke mich und gehe. Ein ukrainischer Bekannter lacht später über die Episode. „Was erwartest du“, meint er, „er ist postsowjetisch, Odessit *und* Jude. Für nichts gibt’s nichts. Auch im Bahnhof kannst du dich grau warten für eine Information, bevor du nicht die 50 Kopeken bezahlt hast, die sie kostet.“

So befremdlich diese Erfahrung für den Kundenfreundlichkeit erwartenden westlichen Besucher ist, sie kann als symptomatisch für die eine Seite der Medaille betrachtet werden, die der Umgang mit dem Jüdischen hier darstellt. Die andere Seite ist das äußerst rege jüdische Leben in der Stadt. Es gibt mehrere Gemeinden, mehrere aktive Synagogen, mehrere koschere Restaurants, Kulturzentren, Jugendclubs etc. Zu den jüdischen Gemeinden gehört nur ein relativ kleiner Teil der jüdischen Bewohner Odessas, denn die Odessitischen Juden sind traditionell mehrheitlich säkular. So haben sie heute mit denselben Problemen zu kämpfen wie die meisten mittelosteuropäischen Gemeinden, Mitgliederschwund, weil viele Juden aus ökonomischen Gründen das Land verlassen, und Säkularisierung, wobei es einen gegenläufigen Trend gibt. Vor allem die reformierte Gemeinde, zu der auch das *Migdal* gehört, ist selbstbewusst und aktiv, und steht in regem personellem und ideellem Austausch mit Gemeinden vor allem in Deutschland, Israel und den USA. Wie wenig ungewöhnlich Jüdisch-Sein auch heute wieder in Odessa ist zeigt auch der Umstand, dass der Bürgermeister Jude ist und zwei jüdische Tages-

zeitungen zu den meistgelesenen gehören, auch unter Nichtjuden, obwohl sie sich in weiten Teilen spezifisch jüdischen Belangen widmet<sup>11</sup>.

## Fazit

Die Betrachtung des Phänomens des jüdischen Tourismus' über die reine Präsenz von Initiativen und Institutionen hinaus, und jüdischer Museen in verschiedenen Städte in Mittel- und Osteuropa zeigt, wie präsent das Thema der jüdischen Vergangenheit und Gegenwart ist. Denn die Darstellung der jeweiligen Geschichte ist immer ein Zeugnis des Geschichtsverständnisses, das die Initiatoren und Förderer vermittelt wissen wollen. Museen sind Institutionen mit einem im Allgemeinen klar umrissenen Vermittlungsauftrag, der sich in der Konzeption und Präsentation ihrer Ausstellungen niederschlägt, in ihren pädagogischen Aktivitäten. Aber auch ihre Situierung im Stadtraum und ihre Bewerbung sprechen von der Position des verhandelten Gegenstands in der öffentlichen Wahrnehmung. Die wird auch oder gerade in den verschiedenen Formen des jüdischen Tourismus deutlich: In den privaten Verkaufsständen mit „jüdischen“ Souvenirs in Prag oder der Vermarktung Kafkas; in dem fast völligen Fehlen solcher Kommerzialisierung in Wien, und den anstelle unternommenen Bemühungen um jüdische Besucher und Rückkehrer durch den Jewish Welcome Service; in der Zerrissenheit der ungarischen Politik und dem Erfolg der öffentlichen Forderungen (zum großen Teil außerhalb Ungarns!) hinsichtlich des Gedenkens an den Holocaust, die einen Ausschluss aus der Geschichtsschreibung nicht hinnehmen; in den ratlosen und ablehnenden Reaktionen der heutigen Czernowitzer auf den Ansturm westlicher Besucher des *Jüdischen*, vor dem sich das zarte wieder entstandene Leben versteckt; in dem weitgehenden Fehlen einer touristischen Nutzung in Odesa, da durch die Normalität jüdischen Lebens in der Stadt die Distanz kaum aufkommt, die zur Historisierung und Vermarktung nötig wäre.

Es scheint, dass das bewusste Bemühen um das jüdische Erbe in Mitteleuropa mit einer veränderten Geschichtspolitik zusammenhängt, die dem Wandel der Geschichtsbetrachtung folgt. Die selbstkritische Auseinandersetzung mit dem Holocaust und die Beschäftigung mit der jüdischen Geschichte sind Kriterien der Demokratie. Demokratie wiederum ist ein Hauptkriterium der Zugehörigkeit zum Neuen Europa. Das sollte nicht als Unterstellung zielgerichteter, aber grundlagenloser Absichten missverstanden werden. Gemeint ist, dass die Schaffung einer gemeinsamen Identität die Suche nach gemeinsamen Erfahrungen einschließt und erfordert. Die Aufar-

---

<sup>11</sup> Für eine dieser Zeitungen schreibt Anna Misjuk eine wöchentliche Kolumne über jüdische Sitten und Bräuche. Neben der gesamtukrainischen und internationalen Tagespolitik werden vor allem Neuigkeiten aus dem jüdischen Leben der Stadt und des Landes mitgeteilt.

beitung der Geschichte ist eine Bedingung für die Aufnahme in das Neue Europa, und die Wiederentdeckung des Jüdischen war ein natürliches Auffinden einer solchen geteilten Erfahrung. Ihr juristisches Äquivalent fand es in der 1987 im Europarat verabschiedeten Resolution 885 „On the Jewish Contribution to European Culture“. Der Begriff der Aufarbeitung definiert sich in den EU-Staaten verhältnismäßig einheitlich, das wird in der medialen und wissenschaftlichen Auseinandersetzung<sup>12</sup> ebenso deutlich wie im Entstehen und in der touristischen Nutzung jüdischer und Holocaustmuseen.

Kann also die eingangs gestellte Frage Michael Jeismanns bejaht werden? Sucht Europa im Holocaust einen neuen Gründungsmythos? Teilweise. Doch das Geschichtsbild wandelt sich, das Ende der Epoche der Zeitzeugen dürfte dabei eine wichtige Rolle spielen, ebenso wie das Bedürfnis nach einem positiven Selbstverständnis. So soll die Frage hiermit erweitert bzw. erwidert werden: Nicht nur die Vernichtung, auch die jüdische Vergangenheit der europäischen Staaten ist Teil dieser Suche, umso stärker, je weniger von der Vergangenheit in der Gegenwart fortlebt.

Bettina Lehmann  
Sommer 2007

---

<sup>12</sup> Sie war nicht Gegenstand dieser Betrachtung und ist in seiner Größe und Reichweite ein Thema für gesonderte Bearbeitungen.